

Inhalt

testcard
Beiträge zur Popgeschichte
#26
Utopie

© Ventil Verlag UG (haftungsbeschränkt) & Co. KG,
Mainz, Juni 2019
ISBN 978-3-931555-25-2

testcard wird herausgegeben von Holger Adam,
Roger Behrens, Jonas Engelmann (V.i.S.d.P.),
Oliver Schmitt, Frank Apunkt Schneider, Laura
Schwinger, Anna Seidel, Jana Sotzko, Johannes
Ullmaier und Christian Werthschulte.

Layout/Satz: Oliver Schmitt
Druck: Buchdruck Zentrum

Das Copyright der Beiträge liegt bei den jeweiligen
Autor_innen. Abdruck, auch in Auszügen, nur mit
ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags. Alle Rechte
vorbehalten.

testcard c/o Ventil Verlag, Boppstr. 25, D-55118 Mainz
www.testcard.de
www.ventil-verlag.de

Abbildungsnachweise: S. 1: RM Studio / shutterstock.com | S. 7: vvoe / shutterstock.com | S. 9: AndrewFirst / shutterstock.com | S. 13: zhu difeng / shutterstock.com | S. 16: Axel Bueckert / shutterstock.com | S. 19: Dima Moroz / shutterstock.com | S. 22: Who is Danny / shutterstock.com | S. 29: Iakov Kalinin / shutterstock.com | S. 30: NAR Studio / shutterstock.com | S. 38: Phonlamai Photo / shutterstock.com | S. 40: asylsun / shutterstock.com | S. 43: Sky Cinema / shutterstock.com | S. 51: best pixels / shutterstock.com | S. 53: VTT Studio / shutterstock.com | S. 73: skynext / shutterstock.com | S. 74: J.D.S / shutterstock.com | S. 76: MK photograph55 / shutterstock.com | S. 85: photodonato / shutterstock.com | S. 87: photosync / shutterstock.com | S. 92: Orange County Archives from Orange County, California | S. 93: Peter Dowden | S. 149: Jordi C / shutterstock.com | S. 153: MaxyM / shutterstock.com | S. 157: Sub Pop | S. 169: © Paradigm Discs | S. 170: Foto Bernard Perrine | S. 176: Mark Lehigh / shutterstock.com | S. 179: tommaso79 / shutterstock.com | S. 179: nampix / shutterstock.com | S. 181: nito / shutterstock.com | S. 195: dimitris_k / shutterstock.com | S. 199: christian bertrand / shutterstock.com | S. 204: Yulia Grigoryeva / shutterstock.com | S. 212: Liu zishan / shutterstock.com | S. 217: Nejron photo / shutterstock.com | S. 218: James Kirkikis / shutterstock.com | S. 228: Willow Hood / shutterstock.com | S. 231: Pavel L Photo and Video / shutterstock.com, Willow Hood / shutterstock.com | S. 233: Willow Hood / shutterstock.com | S. 243: Dendenal / shutterstock.com | S. 247: Luna Vandoorne / shutterstock.com | S. 250: carol.anne / shutterstock.com | S. 256: Kelvin Degree / shutterstock.com | S. 282: Oliver Schmitt

- 5 **EDITORIAL**
- 8 Frank Apunkt Schneider
**UTOPIISCHE GEGENWART:
DAS POPVERSPRECHEN**
Standortbestimmung für die
Poplinke (Staffel 2)
- 18 Alexander Neupert-Doppler
**ZURÜCK IN DIE ZUKUNFT?
NEUES VOM NIRGENDWO**
Die 2010er-Jahre sind ein Jahrzehnt
der Suche nach Utopien
- 29 Christian Schmitt
SCHÄFER_INNEN-SPIELE
Arkadien und Utopien in der
Popkultur
- 38 Laura Schwinger
DARK ENHANCEMENT
Die gesellschaftspolitischen
Implikationen transhumanistischer
Utopien
- 47 Mark Fisher
ACID KOMMUNISMUS
(unvollendete Einleitung)
- 55 Anna Seidel
**»IT'S ABOUT CHANGE AND THE
POWER TO CHANGE«**
Von Pop-Manifesten, von Utopien
und vom Scheitern
- 60 Klaus Walter
**SPACE IST IMMER NOCH
THE PLACE**
Zur Renaissance des Afrofuturismus
- 71 Didi Neidhart
**SCARY MONSTERS &
SUPER CREEPS**
Verstreute Notizen aus dem
Garten der Restposten
- 79 Jan-Niklas Jäger
ECHOS AUS DEM PARADIES
Fitzgerald, Jazz-Age, Pop-Utopien
- 87 Jonas Engelmann
MYTHEN IN TÜTEN
Plastik als Gleichnis für den
Alltag der Utopie
- 103 Wolfgang Buechs
**ZUHAUSE WÄHREND DER
DIGITALEN REVOLUTION**
- 104 **TOMORROW NEVER MIND**
Here's the Utopie-Diskografie
- 122 Lis Schröder
AUTOTUNE UND ANGST
- 132 Laura Schwinger
WO DIE PLASTIKBLUMEN BLÜHEN
Das arkadische Musikvideo
- 136 Johannes Ullmaier
**ANOTHER MUSIC FROM
A DIFFERENT FOLK**
Interview mit Diederich Diederichsen
zum Verhältnis von Pop und Povo
im Tropicálismo
- 152 Gerald Fiebig
**NICHTS (ALS) NOISE UNTER
DER SONNE?**
Utopien und Aporien des Noise

- 160 Andreas Fischer / Daniel Dravenau
WHITE TRASH UTOPIA
Country Rap zwischen Nostalgie
und Dystopie
- 167 Ingo Techmeier
NEW ATLANTIS
Utopien der elektronischen Musik
- 175 Ferdinand Praxl
TROST, PFLASTER, STRAND
Einigermaßen fiktives Gespräch über
Pop und Utopie
- 182 Kevin Vennemann
**»NOW, YOU THINK YOU'RE STILL
IN THE BUSH OR SOME DAMN
WHERE?«**
Migration und Urbanität in den
Filmen der L.A. Rebellion
- 195 Nicklas Baschek
POP, REGRESSION UND KRITIK
Warum es nicht ausreicht,
zwischen Retro und Innovation
zu unterscheiden
- 209 Oksana Shatalova und
Georgy Mamedov
**QUEER-KOMMUNISMUS IST
EINE ETHIK**
Futurologie des Ausschlusses
- 216 Manfred Ahriman Heinfeldner
MY PERSONAL HIPPIE
Der kurze Sommer der Utopie
- 219 Veronika Kracher
IMAGINE THERE'S NO GENDER
Zur feministischen Utopie in der
Literatur
- 229 Norma Schneider
FERNE WELTEN UND NEUE MENSCHEN
Utopie in Science-Fiction-Filmen
und -Serien
- 236 Jasper Nicolaisen
**»VON MUND ZU MUND ZU HAND
ZU ARSCH ZU MUND – ÄUSSERST
GEORDNET, GESELLIG, AUFMERKSAM,
STILL UND FÜRSORGLICH«**
Die sexuelle Heterotopie von
Samuel Delany
- 243 Marcel Braun
MODE, DIE DIE WELT VERÄNDERT?
Überlegungen zum utopischen
Potential von Mode
- 251 Alissa Starodub
URBANE UTOPIEN,
also Trash-Theorie zum Tanz auf
den Ruinen der Betonklötze
- 256 **REZENSIONEN**

*»Bis heute realisieren die Utopien
sich bloß, um den Menschen die
Utopie auszutreiben und um sie aufs
Bestehende und aufs Verhängnis
desto gründlicher zu vereidigen.«
(Theodor W. Adorno)*

*»Utopie bedeutet Bodenlosigkeit,
Abwesenheit eines Ortes, an den man
sich halten könnte. Wir stehen der
emportauchenden, unmittelbaren
Zukunft haltlos gegenüber – außer wir
klammerten uns an jene Strukturen,
welche die Utopie aus sich heraus
gebären.«
(Vilém Flusser)*

Und dann war also doch ausge-
rechnet das marketplace-fe-
ministische Hochglanzmagazin
Fräulein schneller als wir!
In allerletzter Sekunde (also
kurz bevor die allerletzte Deadline für die al-
lerletzten Nachzügler_innen zum allerletzten
Mal um zwei allerletzte Wochen aufgescho-
ben worden war) hat *Fräulein* »die Utopie«
zum Heft-Thema gemacht. Die Redaktion
hat ein paar Zeilen Pathos zwischen die
Werbeblöcke gestreut: »Wir brauchen neue,
positive Utopien, um die Menschen zu elekt-
risieren und die allgemeine Unzufriedenheit
auf etwas Positives zu lenken. Wenn wir nur
einen kleinen Beitrag dazu leisten können,
den Blick zu erweitern und sich gestaltend
in die Zukunft aufzumachen, dann wäre ich
übergücklich.«
Good thought! Schließlich können ein, zwei,
viele kleine Beiträge durchaus etwas bewir-
ken. Jedes Smiley und jeder Like machen die
Welt ein klitzekleines bisschen besser. Jedes
lachende Gesicht und jeder emporgereckte
Daumen hilft. Okay. Aber ist das wirklich

schon alles? Ist die »Utopie« schon so auf
den Hund – und (von allen zur Verfügung
stehenden Hunden) ausgerechnet auf
diesen gekommen: »Etwas Positives«, also
irgendwas, was die knappe Ressource »Auf-
merksamkeit« eine paar Sekunden länger als
üblich bindet.

Das ist jedenfalls eine kleinlaute, für den in-
dividuellen Hausgebrauch gestutzte Version
jenes großen, irgendwann einmal durchaus
verheißungsgetränkten Wortes: »Utopie«.
Eindrucksvolle Vorstellungen segelten unter
seiner Flagge: »der Kommunismus« oder
»die Sternenföderation«. Und: Sie verfüg-
ten über mehr oder weniger fantastische
Hilfsmittel: Druckerpressen, (vermeintlich)
unbesiedelte Kontinente bzw. (später)
Zukünfte, astrologische, technizistische,
geschichtsphilosophische oder schlicht
Old-School-religiöse Unfehlbarkeit, Replika-
toren, Individualhubschrauber, Konstruktivi-
sismus, Haushaltsroboter usw.

»Etwas Positives«, wenigstes etwas, irgend-
was, egal, Hauptsache: positiv – das ist eine
realistische Einschätzung der allernächsten
eigenen und gesamtgesellschaftlichen Ent-
wicklungsmöglichkeiten. Schlimmer geht
immer! Besser wäre trotzdem gut. Weil: »Po-
sitiv ist besser« (Kräke Mikunda). Die neue
Band mit der klimaneutralen Welttournee
ist durchaus ein Schritt in die richtige Rich-
tung. Halt wie alles: zwar nur irgendwas.
Aber irgendwas Gutes. Hauptsache man tut
es. Oder shared es wenigstens.

Trotzdem hatte Thomas Morus, als er der
Menschheit 1516 erstmals offiziell den hübs-
chen Neologismus »Utopie« in Buchtitel-
form überreichte, etwas anderes im Sinn.
Das unbekannte Inselreich, das er sich unter
dem Namen »Utopia« ausgedacht hatte, war
nicht nur »Etwas Positives«, sondern die
(imaginäre) Gegenwart des Anderen; eine
Art *Counter Reality*. Morus eröffnete ein Ge-

dankenspiel: Ich sehe vor meinem geistigen Auge was, was Du (jetzt) (noch) nicht siehst. Aber es ist schon da, greifbar, vorstellbar, vielleicht ja auch umsetzbar.

Etymologie ist natürlich kein Argument. Wir möchten trotzdem an dieser Stelle ein bisschen patzig und ein wenig pathetisch daran erinnern, dass »Utopie« irgendwann einmal etwas Anderes bedeutet hat und sehr viel mehr war als ein Hefthema unter vielen. Statt beliebiger Sprechelass ist sie die *Vergegenwärtigung* des Schon-Möglichen, Mit-Entsprechendem-Willen-Durchaus-Machbaren; ein gutes Leben in einer Welt, die nicht hässlicher aussehen und grausamer eingerichtet sein müsste, als sie es nun einmal »von Natur aus« ist.

Morus' Utopie war gleichzeitige Ungleichzeitigkeit. Sie existierte in derselben Zeit, nur eben woanders, und sie hatte dabei genug Platz für allerhand Revolutionäres: Unisex-Kleidung zum Beispiel oder die Abschaffung des Geldes. Dass die *Fräulein*-Redaktion derlei Konkretionen von »etwas Positivem« am Horizont allgemeiner »Unzufriedenheit« nicht mehr hinbekommt (und lieber vage bleibt), liegt nicht nur darin begründet, dass der individuell unterschiedliche Zugang zu Geld und Kleidung nun mal ihre Geschäftsgrundlage darstellt (und ihre Zeitschrift in so gut wie jeder verwirklichten Utopie kaum Überlebenschancen hätte).

Morus' Welt war – kein ganzes Vierteljahrhundert nach der Entdeckung Amerikas – noch groß genug, um alle möglichen abstrusen Vorstellungen in ihr unterzubringen. Als Karl Marx mehr als dreihundert Jahre später die erste linke Utopie erdachte, an der *alle* gleichberechtigt teilhaben würden, war die Erde längst umfassend bekannt und bis zur Ernüchterung erschlossen. Etwas Besseres für alle war nur noch in der Zukunft vorstellbar, für die aber schon jetzt die Weichen gestellt werden mussten. Heißeste Anwärtlerin auf das bessere Leben, zu dem nicht nur alle Zugang, sondern auf das auch alle gleichermaßen Anspruch hatten, war jene Technologie, deren Entfesselung Marx live miterlebte und die er als Grundlage jeder utopischen Gesellschaft betrachtete, die sich da einstellen *muss*, wo sie erst ganz zu Ende entfesselt wäre. Und damit war in nicht allzu jahrhundertferner Zukunft immerhin zu rechnen.

An Marx' 200. Geburtstag steht die im Zeitalter der Technischen Revolution unmittelbar einleuchtende, ja, sich beinahe aufdrängende strahlende Zukunft, in der die Technologie alles gut gemacht haben wird, noch immer aus. In seinem Geburtshaus in Trier hat ein »EuroShop« aufgemacht, der, als wär's Absicht, mahnt, alle Hoffnungen fahren zu lassen und sich lieber mit dem zu arrangieren, was sich fast alle leisten können, weil es gerade im Sonderangebot zu haben ist. Die Zukunft hat ihre Überzeugungskraft verloren, weil die Welt eben doch nicht von freundlicher Technologie gestaltet wird, sondern von den weniger freundlichen Interessen und Verhältnissen, die über sie verfügen. Daran werden auch die nächsten zwölf Graswurzelbewegungen nichts ändern.

Als Begriff ist »Utopie« heute weitgehend ruiniert. Er ist »in die Alltagsprache eingesickert«: Werbung, Realpolitik und andere Downsizer_innen haben sich seiner bemächtigt. Mehr als ein ausgenüchertes Themenheft eines Zeitschriftenprojekts von geringer Reichweite haben auch wir diesem beinahe vernichtenden Befund nicht entgegensetzen.

Immerhin aber doch so viel: Wir geben denen eine Stimme, die sich noch erinnern können, dass da mal was war: etwas Utopisches, eine andere Spur in der sich immer krasser reproduzierenden Geschichte. Und dass es vielleicht sogar noch (wenn auch vorübergehend etwas seltsam duftend) da sein könnte. Da draußen. Oder hier drinnen. Vielleicht ist da was im Busch. Und vielleicht hat es, wenn es dann erst einmal wieder vorbei, entmachtet, gescheitert, desillusioniert, korrumpiert, aufgefliegen, zahlungsunfähig oder sonst wie nicht mehr zu stemmen ist, einfach fast niemand mitgekriegt.

Natürlich haben wir als Redaktion der *testcard* – ebenso wenig wie unsere Autor_innen – eine Idee, was wir dem Utopienreißwolf jener Gesellschaft, die da draußen tobt und deren dystopische Fantasie unbegrenzt zu sein scheint, entgegensetzen können. Wir können allenfalls darauf beharren, dass nichts so sein muss, wie es eben nur zufällig oder ganz zwangsläufig ist. Nicht mehr und nicht weniger hat sich dieses Heft vorgenommen.

testcard # 26 fragt, wo die rote Sonne abgeblieben ist und wie es steht um die Hoffnun-

gen, Wünsche und Träume, die kleinen und großen Versuche, sich das bisschen Leben auf diesem Planeten, wenn nicht gut und richtig, so doch wenigstens angenehm zu machen? Was ist dabei mit der schwerwiegenden Einsicht anzufangen, dass es kein richtiges Leben im falschen gibt? Und was mit der noch schwerer wiegenden Korrektur, dass es dennoch richtigere und falschere Leben gibt?

Sollte Pop nicht einmal das Projekt gewesen sein, diese Welt zu gewinnen, vielleicht sogar die kommunistische Idee fortzusetzen, umzusetzen, wo der Kommunismus anderenorts kläglich gescheitert ist (erst als Realsozialismus, dann als Untergang des Realsozialismus). War Pop nicht der Soundtrack einer besseren Welt, die Ode an die Freiheit des realen Humanismus? War Pop nicht einmal Utopie, und zwar konkrete, radikale, negative, authentische, wirkliche, libertäre, messianische Utopie des befreiten und befriedeten Daseins?

Ja und Nein und Jein. Pop war ja auch die kleine und große Lüge gegen solche utopische Phantasie; Pop war die Lüge von der Freiheit, die Lüge vom gelingenden Leben, die Lüge des »Sei Du selbst«, die Verdrehung der Aufklärung als Massenbetrug ins Individuelle, die Ideologie, sich mit einem bisschen marktkonformem Spektakel nonkonform den Konformitätszwängen widersetzen zu können. Ein paar Generationen hat das Jugend für Jugend gehalten, von den Wilden, den Rebels without a Cause, den Halbstarcken, den jungen Frauen und Männern, die zum Soul und Rock'n'Roll tanzten und sich liebten, von den Mods zu den Punks zu den Boys and Girls in da Hood, den Techno-Freaks und Riot-Girls & -Grrrls & -Grrrrrrrrrrrrrrls, den Wütenden und Antifa-Kids etc. Temporär und partiell, in kleinen Zeiten und kleinen Räumen, gelang es, Pop als Utopie (und das auch im Namen von Pop) gegen Pop als trostlose Normalität zu setzen: Pop als Spektakel mit utopischen Dimensionen (die ästhetische Dimension, die vierte Dimension, das n-Dimensionale etc.) gegen den Pop als sich mehr und mehr überbietende Banalisierung des Banalen. Das Spektakel hat die Utopie absorbiert. Utopien im Pop und als Pop sind bestenfalls noch Angebote einer Special-Interest-Nische, aktuell für 3,50 zum Schnäppchenpreis als App im Bundle mit

dem Handytarif, 200 Freiminuten inklusive. Dass es leichter sei, sich das Ende der Welt vorzustellen als das Ende des Kapitalismus, wird zu einer Gewissheit, die kaum noch skandalös ist: so what?

Kurzum: in der »informierten Naivität«, die Robin van der Akken und Timotheus Vermeulen als charakteristisch für jenen epochalen Zustand sehen, den sie »Metamoderne« nennen, spielen Utopien keine Rolle mehr; ausgerechnet heute, wo »der Pop« zum allgemeinen Kulturprogramm ausgeweitet wurde und insofern allgegenwärtig ist, wo es also ohne Weiteres möglich wäre, die einfachsten Utopien zu verwirklichen (keiner soll mehr hungern, alles unnötige, unfreiwillige Leiden wird abgeschafft etc.), ist das Utopische schlichtweg verschwunden.

Und wenn das überhaupt wirklich stimmt, dass uns nämlich die Utopien abhanden gekommen sind, wie steht es dann – im und als Pop – um: Revolution, Zeit, Raum, Erinnerung, Erfahrung, Eingedenken, Wishful Thinking, Hoffnung, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Geschichte, Telos, Fortschritt, Dynamik, Möglichkeit/Wirklichkeit, Prozess, Progress, Richtung, »Ostung« (Orientierung), Multiversum ...? Und was ist mit Pop, wenn Pop immer schon seinen Ort hat oder jeder Ort immer auch Pop sein kann, wenn Pop nicht mehr Utopie ist?

Fragen über Fragen; *testcard* #26 will versuchen, wenigstens ein paar davon ein kleines bisschen zu beantworten ...

Eure Redaktion im Mai 2019



Utopische Gegenwart: Das Pop- versprechen

Standortbestimmung für die Poplinke
(Staffel 2)

[Frank Apunkt Schneider]

Was bisher geschah:

Die Poplinke

In *testcard* #25 (»Kritik«) habe ich versucht, »die Poplinke« ihrem begrifflichen Dämmerzustand zu entreißen. Aus der damaligen Perspektive einer »Kritiknummer« war sie v.a. der in sich eigensinnige und nach außen besondere Ort für eine noch genauer zu bestimmende Kritik, die sich in ihrem hinteren Wortteil der Linken zuordnen bzw. -rechnen ließ: eine Reflexion, Theoriebildung, Parteinahme und Intervention, die es ohne Popkultur in dieser Form nicht gegeben hätte. Dass Poplinke (bzw. die wenigen, die sich selbst ungefragt so definieren) von etwas ausgehen, was eigentlich Spaß macht, lässt sie natürlich trotzdem suspekt erscheinen. Zumindest aus der Perspektive der meisten anderen Linken (File under: »struktureller Protestantismus«).

Die »Utopienummer«

testcard #26 knüpft als »Utopienummer« an die »Kritiknummer« von vor zwei Jahren an. Das wirft, insofern sie sich tatsächlich als ein poplinker Publikationsort versteht, die Anschluss- und Ergänzungsfrage auf, wie sich die allgemeine Utopie der Linken (dass es allen irgendwann einmal *gemeinsam* besser gehen könnte), in poplinker Theorie und Praxis (falls es die gibt) verbesondert.

Von der Kritik zur Utopie

Ein logischer Schritt für die Redaktionskonferenz, der sich gedanklich durchaus zu Fuß gehen lässt. Für die Menschheit, die in der so genannten »Gesamtscheiße«, die jeden Tag ein bisschen ekliger brodeln, immer mehr Boden unter den Füßen verliert, ist er trotzdem nicht kleiner geworden. Sie lebt in bizarren No-Future-Schauergeschichten

(z.B. in der *Black Mirror*-Folge, in der Donald Trump Präsident wird), in denen die Gegenwart dystopisch ist; und das Dystopische allgegenwärtig. »Etwas Besseres« ist nur noch in äußerster Zukunftsfeme vorstellbar. Im sechszwanzigsten Jahrhundert, oder so. If man is still alive.

No »future«

Dabei wissen natürlich alle, dass es »die Zukunft« ja sowieso nicht gibt. Jedenfalls nicht so, wie sie immer von ihr reden: als monolithischer Block, der der Gegenwart gegenübergestellt werden kann. Wegen der Kontrastwirkung. Im Prinzip ist sie nur ein Sammelsurium belangloser oder wichtiger Ereignisse (der nächste runde Geburtstag, die bemannte Marslandung usw.), die nur eine Sache gemein haben: Sie haben noch nicht stattgefunden, werden aber vermut-

lich, wahrscheinlich oder womöglich eintreten.

Ein, zwei, viele Zukünfte

»Zukunft« ist daher stets in mehrfacher Ausführung zu haben (auch ohne verkürzte Auslegungen der Quantentheorie zu bemühen): Vom Meeting über die rosigen Zukunftsaussichten unseres Unternehmens können wir direkt ins Kino fahren, um den allerneuesten Endzeit-Blockbuster zu sehen. Als Projektionsfläche von blendendem Weiß ist »Zukunft« für jeden Scheiß zu haben: Ort der Erlösung, Tag der Abrechnung usw. Endzeit-Blockbuster-Zukunft und Unternehmensaussicht-Zukunft kommen gut miteinander aus, weil sie wissen, dass ihr gemeinsamer Nenner bloß ein Wort ist, das die normative und die deskriptive Traglast von Begriffen voll ausschöpfen kann.



Utopische Gegenwartsdiagnostik

Wer eine bessere Zukunft entwirft, entwirft ohnehin bloß die eigene Gegenwart. Nur eben besser. Im Zukunftsentwurf lässt sich sagen, was an dem, was ist, auch anders sein könnte. Als »Utopie« (oder »Dystopie«) kann nur in Erscheinung treten, was als Denkmöglichkeit bereits vorhanden ist, real aber eben noch nicht verwirklicht wurde oder eingetreten ist. Für eine Welt, die noch nichts vom Klimawandel weiß, ist eine Zukunft, in der er abgewendet oder sinnvoll kanalisiert wurde, nicht utopisch, sondern bestenfalls merkwürdig. Und wer nicht ahnt, dass er auf einem Planeten lebt, der in einem Universum kreist, braucht auch keine Angst zu haben, dass er mit anderen Himmelskörpern kollidieren könnte.

Die nächste Verwandte der Zukunftsprognose ist die Jahrmarktswahrsagerei, die plausible Vorhersagen auf der Basis von Informationen trifft, die das ungeübte Auge für gewöhnlich übersieht, z.B. jene Vereinsamung, die sich als Eidotterrest am Kragen niederschlägt, auf den bisher noch niemand aufmerksam gemacht hat. Wie jede Gegenwart setzt sich der Kragenschmutz aus Schichten von Mangel und Begehren zusammen. Sie zu entziffern ist die Aufgabe des utopischen Denkens.

Wartezimmerpflanzen der Zukunft

Was liegt also näher, als die dystopische Gegenwart mit utopischen Zukunftsvorstellungen wenigstens etwas erträglicher zu machen. Die Linke hat daher für die »Verdammten dieser Erde«, die wir unter den gegebenen Bedingungen ja irgendwie alle sind (der eine etwas mehr, die andere etwas weniger) das alte fadenscheinige Versprechen vom besseren Leben nach dem Tod zurück ins Diesseits geholt und in die postrevolutionäre Zukunft verlegt. Wie die christliche Jenseitsvorstellung tröstet die linke Zukunftshoffung auf ein besseres Leben danach. Christ_innen können mit ihrem Dasein getrost so umgehen, als hätten sie noch ein zweites im Keller, das zu allem Überfluss auch noch ewig ist. Linke haben dagegen nur eins. Und das findet dummerweise ausgerechnet hier und ausgerechnet jetzt statt. Sobald es vorbei ist, war es das. Mehr ist nicht drin. Das ist eine enorme Schwach-

stelle linker Utopien, weil das aus materialistischer Perspektive unendlich wertvolle Leben damit zugebracht werden muss, die »Lesezirkel«-Mappen im Wartezimmer der Zukunft durchzublättern. Von daher wäre es schon gut, wenn es zwischen der unsicheren utopischen Zukunft und der Gegenwart als dystopische Schockstarre noch etwas geben würde, das zumindest als der berüchtigte »Vorschein« auf bessere Zeiten durchgehen könnte? Ein intensives Jetzt, das etwas vom dem vorwegnimmt, was, wenn es gut läuft, vielleicht noch kommt. Oder zumindest eine Ahnung davon vermittelt.

Extremismustheorie der Zukunft (v. l. n. r.)

Bevor ich hierauf zurückkomme, müsste aber vielleicht noch kurz geklärt werden, was überhaupt eine »Utopie« ist, die diesen funkelnden Namen zu Recht trägt. Dem ihnen eigenen utopischen Horizont entsprechend bietet es sich daher an, die Lager des politischen Spektrums wie folgt zu unterscheiden. In:

Erstens: »Die Linke«

Zu ihr gehört, wer sich etwas anderes zumindest vorstellen kann und will, als das, was ist, immer schon so war und auch weiter genauso sein wird, nur eben jeden Tag ein kleines bisschen schlimmer. Die Welt, zu der sich Linke verhalten, verfügt in all ihrem dystopischen Fatalismus nämlich noch (oder: schon) über das Potential, irgendwann einmal eine bessere andere zu werden. Und zwar sowohl für alle als auch für jeden – also im Namen der »Menschheit«, im Namen »des Menschen« und im Namen jedes einzelnen Menschen. Das wäre, grob umrissen, das Projekt derjenigen, die bis ca. 1989 nicht ganz zu Unrecht als »Weltverbesserer« beschimpft wurden, eben weil ihre utopischen Tagträume ihr je eigenes Interesse als Erb_in, Klasse und Nation programmatisch überstiegen. Diesen Anspruch konnten bisher weder die angeborenen Sehschwächen, die linke Perspektiven traditionell verzerren, noch die geistig-moralischen Verelendungstendenzen der Gegenwartslinken (»Aufstehen. Die Sammlungsbewegung«) und ebenso wenig die nicht selten grauenvolle Praxisgeschichte linker Projekte (»Realsozialismus«, »der bewaffnete Kampf«) gänzlich ausradieren.

Zweitens: »Die Mitte«

Gleich nebenan, in der »Mitte«, hat die Utopie ihren allgemeinen Charakter aber auch schon wieder abgestreift. Bestenfalls hallt er noch in rituellen Sonntagsreden nach, die mit schöner Regelmäßigkeit gehalten werden, dabei aber stets so taktvoll abstrakt bleiben, die bestehende Verteilung von Privilegien und Gütern unberührt zu lassen. Schließlich geht es ja auch nur um den Beweis, auf der ungefähr richtigen Seite der Geschichte zu stehen. Also der von Fortschritt, Aufklärung und Diskriminierungsfreiheit. Eine bessere Zukunft ist trotzdem nur noch als die jeweils eigene vorstellbar, um die sich jeder auch ganz alleine kümmern muss, z.B. durch Altersvorsorge und Vermögensbildung, mit der es wenigstens die Kinder (als utopische Stellvertreterfiguren) einmal besser haben werden. Das Programm des »Living Better Through Your Kids« kann nämlich den im eigenen Leben unangenehm präsenten Hauptwiderspruch besänftigen, demzufolge der bürgerliche Existenzkampf aus Arbeit und strategischer Skrupellosigkeit immer noch knapp kein wirklich besser gewordenenes eigenes Leben zulässt.

Nach außen ist die Individualutopie allerdings stets dicht verrammelt. Sie ist ein knappes Gut, das eingezäunt und bewacht werden muss. Ein allgemeines Anrecht darauf, in ihrem Schutz zu leben, gibt es nicht. Höchstens Willkommenskultur auf der Basis freiwilliger Selbstverpflichtung, solange die sich irgendwie stimmig anfühlt. Die gefühlte Hilfsbereitschaft weist allerdings darauf hin, dass selbst in der umgattertsten Wohnanlage noch letzte, nicht gelöschte allgemeintopische Reste herumspuken. Bei gutem Rotwein lässt sich ja auch gut darüber räsonieren, was Menschlichkeit ist und was Menschenwürde bedeutet. Dass es immer noch letzte innere Formen der Nichtübereinstimmung von Person und Sachzwang gibt – »das Gewissen« etwa oder »die Empathiefähigkeit« – ist aber natürlich trotzdem ein Skandal, der den Kampfbegriff vom »Gutmenschen« gegen sich aufgebracht hat, in dem die alte Parole vom idiotischen »Weltverbesserer« in einem zeitgemäß neuen Endzeit-Sound wiederaufgelegt wurde.

Drittens: »Die Rechte«

Der Gutmensch ist eine dankbare Chimäre

für »die Rechte«, für die wirklich nichts mehr von Bedeutung ist, was nicht dem Primat der Horde und der Verteidigung der eigenen Höhle dient. Der Individualutopie konnte der Rest der Welt einfach nur egal sein. Was außerhalb ihrer Reichweite und mit »den Anderen« passierte, war »höhere Gewalt« oder »allgemeines Lebensrisiko«. Die momentan überall bedrohlich anschwellende Rechte ist eine Abspaltung von der Mitte, die schon immer eine offene Grenze nach rechts hatte. In letzter Zeit hat die sich noch weiter aufgetrennt, weil die privatisierte Utopie Angst um das bekommt, was sie sich aufgebaut zu haben glaubt. Vor dem Kleingarten Eden stehen nämlich bereits die Verdammten dieser Erde und betteln um ihr Leben. Also rotten sich die Festungsbewohner_innen zusammen, um sich gegen die globale Ressourcenkonkurrenz zur Wehr zu setzen. Im besten Fall muss ihr nur Einhalt geboten werden. Im schlechtesten Fall ist sie (unter dem Eindruck des heute Morgen die Weltschlagzeilen dominierenden Massakers in Neuseeland) ein zu vernichtender Feind. Individuelle verwandeln sich dabei ganz allmählich in kollektive Utopien, die mal »Kultur«, mal »Nation«, mal »Heimat« und plötzlich auch schon wieder ganz unverblümt »Volk« und »Rasse« heißen. Zwischen diesen Kategorien kann der ideologische Tagesbedarf der Rechten beliebig manövrieren. Denen, die in der Kollektivutopie nicht mitgemeint sein sollen, drohen sie Dystopisches an: Verelendung, Entrechtung, Versklavung, Eroberung, Unterwerfung, Verschleppung, Ermordung und den Schusswaffengebrauch aus niederen Grenzschutzmotiven. Utopisch ist das, was Rechte so empfinden, ja sowieso nur für das Ganze, dessen blühende Zukunft auf dem (im ungünstigsten Fall: millionenfachen) Selbstopfer seiner Angehörigen basiert. Der Einzelne hat von ihm wenig zu erwarten, was über die Selbstwirksamkeitserfahrung vor dem Leichenberg hinausginge.

Verdammt (noch mal ...)!

Natürlich kennt auch die Linke die Geschichte vom heroischen Selbstopfer im Dienste (und schlimmstenfalls: im Namen) der »Sache«. Das bessere Leben für alle muss vom revolutionären Einzelnen ja immer erst noch erkämpft werden. Furchtlos und mit durchaus dystopischen Waffen in der Hand: harte

Arbeit, straffe Disziplin, schlechte Kunst und eine unreflektiert-rechtshaberische Partei, die keinen Spaß versteht (und von der niemand wirklich annehmen wird, dass sie eines Tages freiwillig verschwindet). Um sich selbst zu befreien, mussten die Verdammten dieser Erde sich also erst einmal verdammt einschränken. Das mochte ihnen hinnehmbar erscheinen, solange sie – zwischen zwei Weltkriegen und auf dem fordistischen Stand der Verwertung ihrer im Prinzip vollkommen austauschbaren Arbeitskraft – sich völlig zurecht als »Lohnsklaven« fühlen durften, die unendlich weit von einem wirklich lebenswerten Leben entfernt vor sich hin vegetierten. Wenn sie nicht sowieso als Kanonenfutter auf irgendeinem Schlachtfeld verbluteten, wurden sie als Maschinenfutter von Fabriken verbraucht, für die die »menschliche Arbeitskraft« ein im Überfluss vorhandener Wegwerfartikel war, mit dem sich in kurzer Zeit ein atemberaubender Reichtum anhäufen ließ.

Utopische Miniaturen

Eine Innovation des Nachkriegskapitalismus bestand darin, diesen Reichtum selbst noch einmal zu verwerten, indem ein Teil davon als steigender Lohn an die Arbeiter_innen ausgegeben wurde. Dadurch stieg die Kaufkraft und setzte sich eine Konsumspirale in Gang, die wiederum den Nebeneffekt hatte, dass dem Proletariat der revolutionäre Elan genommen war. Statt abends Marx lesen zu müssen, konnten müde Werktätige endlich fernsehen, und, statt sich zu organisieren, auf ein Auto sparen, um in absehbarer Zeit endlich in den Urlaub zu fahren, auf den ja bereits gesetzlicher Anspruch durchgesetzt worden war. »Konsum« wurde zum Surrogat für »Veränderung«. Die größere Anschaffung, die neue Wohnung, der eigene Garten waren Etappenziele einer graduellen Lebensverbesserung und die alltagstauglichen Miniaturausgaben einer Utopie, an die sowieso niemand mehr wirklich glaubte. Zu haben waren sie natürlich nur um den Preis der Verbürgerlichung im Sinne des oben skizzierten Schemas: Verwirklichen ließen sie sich nur individuell. Auf diese Weise spaltete der Traum vom wenn nicht besseren, so doch zumindest sorgenfreien Leben ganz nebenbei noch die proletarische Einheitsfront in diverse Subklassen, die in unterschiedlicher

Weise am gesellschaftlichen Wohlstand partizipierten und von denen einigen sogar der Aufstieg ins kleinbürgerliche Milieu gelang.

Rückzugsgefechte im Befreiungskampf

Die Länder des Ostblocks taten ein Übriges, um die neuen Konsumgesellschaften des Westens gut und fast wie eine strahlende Zukunft dastehen zu lassen. In so gut wie allen utopischen Disziplinen waren sie katastrophal gescheitert. Noch immer gehörte das Produkt der realsozialistischen Arbeit nicht denen, die es hergestellt hatten. Es fiel an eine durchaus abstrakte Vorstellung von Allgemeinheit, die offensichtlich nur ein trojanisches Pferd für die neu entstandene Partei-Bourgeoisie war, die dafür zu allem Überfluss auch noch grotesk verehrt werden wollte. Und was es für die immerhin stabilen Löhne zu kaufen gab, war auch nicht der Rede wert. Das realsozialistische Legitimationsproblem griff schnell auf die Westlinke über, deren Glaubwürdigkeit und Anziehungskraft in den Keller sanken. Als Avantgarde der woher auch immer herbei halluzinierten revolutionären Massen konnte sie sich immer weniger fühlen. Die Solidaritätserklärung mit den Aufständen derjenigen, für die die Nachkriegsordnung die Rolle der Verdammten-Bis-In-Alle-Ewigkeit vorgesehen hatte, bot zumindest vorübergehend eine moralische Zuflucht, nur waren die stets auf die eine oder andere Weise zum Scheitern (und immer noch höheren Leichenbergen) verurteilt.

Querfront »Konsumkritik«

Dass sie selbst mit dem Rücken zur Wand stand, hat den Blick der Linken auf die Konsumgesellschaft getrübt, in der sie keinen utopischen Vorschein, sondern nur falsches Bewusstsein und ein Manipulationsinstrument erkennen konnte. Im Kaufakt betäube sich die Unzufriedenheit am Bestehenden; er entfremde die Subjekte von ihren »wirklichen« Bedürfnissen. Versatzstücke dieser Kritik ziehen sich durch alle möglichen linken Denkstellungen – von Adornos Analyse der »Kulturindustrie« bis runter zum Deutlichpunkrefrain. Ein Alleinstellungsmerkmal war sie allerdings nicht. In den wesentlichen Punkten findet sie sich fast deutungsähnlich



bei der ideologischen Konkurrenz, die eher nicht in den Verdacht geraten dürfte, die Welt von Ausbeutung und Herrschaft befreien zu wollen. Konsumkritik ist eine ideologische Universalie. Sie passt auf jede Kanzel, in jedes Feuilleton, in jede esoterische Heilslehre, in jede flammende Aufklärungsschrift über die Gefährdung der Jugend und in jede Verbotsbegründung für jedes Betäubungsmittel. Das hat damit zu tun, dass die »Konsumgesellschaft« tendenziell postideologisch ist. Wie ihre Waren sind auch ihre Ideen immer ein wenig austauschbar. Ihr Protagonist_in ist »die Konsument_in«, die aus einem überreichlichen Angebot immer wieder neu und nur für den Moment auswählt. Ein derart flatterhafter und launischer Haufen lässt sich dann natürlich auch entsprechend schwer beherrschen. In einer gewissen Hinsicht liegt »Konsum« also immer ein kleines Stückchen näher an der Fundamentalutopie, als jede noch so (z.B. ökologisch) begründete Konsumkritik. Oder zumindest ist er noch die genaueste und natürlich die schillerndste Vorwegnahme dessen, was vielleicht einmal sein könnte: eine Welt, in der niemand mehr

produzieren muss, und sich alle darauf konzentrieren können, zu genießen.

Demokratischer Konsum

In der Konsumgesellschaft werden Klassen- und andere Schranken zumindest etwas durchlässig. Konsument_innen sind eine anonyme Masse, in der sich die Einzelnen einer Festlegung durch Herkunfts- und Abstammungsmerkmale entziehen und die eine neue Form der Bedürfnisseevaluation notwendig machen: die Marktforschung. Am gleichmacherischsten wirkt die Konsumgesellschaft, wo sie als »Massenkultur« auftritt, ein Begriff, der vor allem den kometenhaften Aufstieg der Popkultur kritisch beleuchten soll. Der glühende Hass auf sie war dann auch der kleinste gemeinsame Nenner für die um Deutungshoheit streitenden Nachkriegs-Ideologien. Für traditionslinke Kritik enthält er vor allem die Möglichkeit, der schlechten Realität zu entfliehen und eben nicht zu einem »wirklichen« Bewusstsein der eigenen Lage zu gelangen, zu dem »echte« Kultur zu verhelfen hat (weil es sonst wohl nichts mehr werden wird mit der von jedem

falschen Glanz befreiten Volksrepublik). Und natürlich drohte die durch die Waren der Kulturindustrie massenhaft und weltweit zum Zirkulieren gebrachte Vorstellung vom freien und selbstbestimmten Leben vor allem die zu verderben, auf die es Ideologien immer ganz besonders abgesehen haben: die Jugend. Indem Pop den Kids eigene Ideen und besondere Bedürfnisse einpflanzte, begann er die ideologische Reproduktion des Kollektivs empfindlich zu stören.

Imagine all the people living for today

Zum Lieferumfang der Popwaren gehört der Eindruck einer »individuellen Freiheit«, die sich in ihrem Konsum als Selbstverwirklichung einstellt. Durch Pop erhalten die Jugendlichen ein neues Selbst, über das sie durch konkrete Kaufentscheidungen scheinbar auch selbst bestimmen. Statt sich höheren Ideen auszuliefern, die dem Subjekt vielleicht irgendwann einmal *höhere* Formen der Bedürfnisbefriedigung verschaffen könnten, genügt es, ihnen die unmittelbar an sich selbst bemerkten Wünsche zu stillen. Ihre Selbstermächtigung bringt sie auf Konfrontationskurs mit Institutionen, die ihren unmittelbaren Lebensraum kontrollieren wollen, weil sie etwas »Großes« mit den Menschen vorhaben. In Deutschland sind das zu Beginn der 1960er, als Pop endgültig zum Referenzsystem für die Nöte und Sehnsüchte der Kids geworden war, alte Nazis und ihre Ideen von der Schicksalsgemeinschaft, die allen den ihnen vorherbestimmten Platz anweist. Der junge Mensch soll kein Selbstzweck sein, sondern einem höheren dienen. Er gehört Gott, dem Vaterland, der Familie, dem Dorf und der Tradition, die sich in ihm reproduzieren wollen. Dass Religion, K-Gruppe oder Wertegemeinschaft daher die jugendliche Konsumententscheidung immer ein wenig misstrauisch beäugen, steigert natürlich nur den Genuss. Es fügt ihm das gute Gefühl hinzu, etwas »Unerlaubtes« zu tun. Für die Kids waren Popsongs ein Brandbeschleuniger, der über einen bereits schwellenden Unmut ausgegossen wurde. Er versorgte den Wunsch nach einem Leben entsprechend der eigenen Fähigkeiten und Bedürfnisse, die sie ja selbst schließlich am besten kannten, mit immer neuer Nahrung. Indem sie eigene Entscheidungen (z.B. für

dieses und gegen jenes Deo) trafen, konnten sie – in wenn auch bescheidenem Umfang – das eigene Leben selbst gestalten. Zumindest irgendwie. Diese (Entscheidungs-)Freiheit konnte ihnen manchmal bereits in der Form genügen, in der sie nach dem aktuellen Stand des Verwertungsprinzips eingerichtet war. Sie konnte ihren Vorstellungshorizont aber auch viel weiter aufreißen, bis dort die utopische Idee einer kommunistischen Weltgesellschaft erschien, die eben kein kleinlauter Arbeiter-und-Bauern-Staat mehr sein wollte, sondern eine utopische, weil klassenlose und herrschaftsfreie *Konsumgesellschaft* auf der Basis einer endlich wirklich entfalteten Produktivkraft. Auf diese Weise wurde dann wohl auch die erste Generation der Popintellektuellen politisiert, die im Nachglanz der frisch gescheiterten bzw. integrierten 68er-Revolution sozialisiert worden war und in den späten 1970ern allmählich auf der Bildfläche eintrudelte.

Die Kunst der Umvolkung

Sie ging davon aus, dass in Pop mehr stecken musste, als jenes Freiheitsversprechen, bei dessen unmittelbarer Umsetzung ihre älteren Geschwister so schrecklich versagt hatten. Also begann sie sich dafür zu interessieren, was er eigentlich war und wie er funktioniert, bis sie in ihm schließlich das erkannte zu haben glaubten, für was er wenigstens eine Zeit lang tatsächlich durchging: eine gigantische Um- und Entwertungsmaschine, der nichts heilig ist.

Nicht von ungefähr entstand Popkultur in ihrer bis heute gültigen Form in den USA, wo unterschiedliche Gruppen von (nicht immer freiwilligen) Einwanderer_innen aufeinander trafen. Die »authentischen Kulturen«, die sie von zuhause mitgebracht hatten, vermischten sich dabei ebenso wie die Identitäten, zu denen sie gehörten, bis irgendwann gar nicht mehr klar war, was eigentlich ursprünglich einmal wohin gehört hatte, wo etwas anfing und das andere wieder aufhörte. Einem Stille-Post-Prinzip folgend wurde alles immer bloß aufgeschnappt und so lange weitergereicht, bis etwas völlig Neues daraus entstanden war. Alles wurde umverteilt, und alle konnten sich jederzeit überall bedienen und nehmen, was sie brauchten. Vor dieser permanenten Kulturevolution hatte nichts wirklich Bestand, und nichts

war davor gefeit, immer wieder umgedeutet zu werden.

Die *popular culture*, die so zustande kam, war schon keine Volkskultur mehr, sondern die unterschiedlicher Volksgruppen, die als *People of the USA* irgendwie miteinander klarkommen mussten. Als Migrant_innen hatten viele von ihnen eine Heimat verlassen, die ihnen ohnehin nichts zu bieten hatte und infolgedessen auch nicht sentimental verklärt werden musste. Umso leichter fiel es, die Wurzeln zu kappen und alte Identitäten dann spätestens bei der Einfahrt in New York über Bord zu werfen, den eigenen Namen zu amerikanisieren und sich neue erzählenswerte Biographien zurechtzulegen. Der Soundtrack dazu war die jeweils aktuelle Form einer Popmusik, deren »Pop« zwar in einem durchaus mehrdeutigen Sinne von »populär« abgeleitet war, aber eine neue post-völkische Existenzweise in Aussicht stellte. Und die war auf eine durchaus amerikanisch-pragmatische Weise wurzellos und kosmopolitisch.

You don't need no ticket ...

Als die genuine Kultur der Migration musste Pop den Bedürfnissen einer in Bewegung geratenen Gesellschaft Rechnung tragen. Nicht von ungefähr wurde der rollende Stein, der kein Moos ansetzt, zur zentralen Metapher. In der Frühphase begegnet er eigentlich überall: bei Muddy Waters, nach dessen »Rollin' Stone« sich die Stones benannt hatten, in einem der größten Hits der Temptations (»Papa Was a Rolling Stone«), im Namen der bis heute existierenden Zeitschrift und als Thema eines zentralen Songmanifests: »Like a Rolling Stone« von Bob Dylan, der auch den »Farewell-Song« populär machte, der die emotionale Mobilität besingt. Zwar war sie bei Dylan natürlich noch das Privileg des männlichen Herumtreibers, aber sie basierte auf der Erkenntnis, dass Verlassenwerden kein Weltuntergang sein muss. Wo ein Abschnitt auf dem Lebensweg endet, beginnt nämlich immer schon der nächste. »Don't think twice, it's all right«.

... You just get on board

Popsongs erzählen Märchen von individuellem Glück (anstelle des kollektiven Unglücks), von Mode als schnell wechselndem Wertesystem (anstelle von Tradition), von

neuen, selbst wählbaren Identitäten (anstelle der vererbten) und von Veränderung und Mobilität (anstelle von Erstarrung) bis hin zur semiotischen Verknüpfung von Mobilität und Erlösung. Und die kann bisweilen gospelartige Züge annehmen, wie exemplarisch in Curtis Mayfields »People Get Ready« zu hören ist. Der Zug, von dem Mayfield singt und der den Kontinent von Küste zu Küste durchquert, um die reisebereiten People einzusammeln, steht exemplarisch für den Zusammenhang von sozialer Befreiung und Technologie, die die Menschen davon erlöst, bloß eine mit »Wurzeln« irgendwo festgezurrt Natur zu sein, und deren Entfaltung seit der (aus Mayfields »Underground Railroad«-Zug noch einmal fröhlich herüberwinkenden) Dampfmaschine die materialistische Grundlage für etwas völlig Neues sein könnte: nämlich die von lähmender Sesshaftigkeit und allen Identitätszwängen befreite Gesellschaft. Technologie (und nur sie) ist die »Keimform des Kommunismus«.

Doppelte Gegenwart

Solche Vorstellungen wirkten natürlich besonders eindrucksvoll auf die, die das, was aus Sicht einer an entwickelten Persönlichkeiten und deren Karrieremöglichkeiten interessierten Verwertungslogik bloß notwendiges Übel war, in eine besondere Daseinsweise umgedeutet sehen wollten: ein Privileg, das ihnen (und nur ihnen) eine besondere Form von Selbstgenuss ermöglichte; eben die »Jugend«. Als exzessiv lebbarer Moment soll sie die Utopie aus der fernen Zukunft zurück in die eigene Zeit holen, in der sie sich dann aber irgendwie doch nicht so richtig umsetzen lässt. Jedenfalls nicht in jenem Hier und Jetzt, in dem sie so dringend gebraucht würde. Die intensive Gegenwart, von der Popmusik handelt, stößt in ihr auf Widerstände. Sie reibt sich an einer Vergangenheit, die in Form von Verpflichtungen durch »Tradition« und den aus ihr abgeleiteten »Normen« überall präsent ist, und an einer Zukunft, die als Drohkulisse über allem schwebt und in deren Vorbereitung das Leben in der Gegenwart geopfert werden muss (um es später, wenn das Subjekt sich nur geschickt genug anstellt, ein klein wenig besser oder wenigstens entspannter zu haben). In einem gewissen Sinne verdoppelt sich die Gegenwart dabei: einmal in die fremde, die irgendwo da draußen sein

soll, und die eigene, die gar keine ist oder sich jedenfalls nicht so anfühlt. Die eine kann mit der anderen durch den Konsum bestimmter Waren in Kontakt treten, die immer ein bisschen wie Drogen wirken. Aber das geht eben nur als Trip. Die wirkliche Reise an jene Orte, an denen das andere Leben spielt, das nur in der kulturindustriellen Warenform zu haben ist, wird hingegen eher nicht gelingen. Denn selbst wer sich das Flugticket vom Mund absparen könnte, stünde am Ziel seiner Wünsche schließlich doch nur blöd herum, als Tourist_in: zwar anwesend, aber trotzdem nicht dabei.

Die perfide Ökonomie der Unbefriedigung

Das »Jugend« (wie die »Kindheit«) eine eigenwertige Lebenssphäre darstellt, ist historisch übrigens eine relativ neue Idee, die sich nicht zuletzt einer Reihe von Produkten verdankt, die speziell auf eine jugendliche Zielgruppe zugeschnitten wurden: Freizeitangebote, Literatur, Kleidung und später dann natürlich vor allem Popmusik. Sie verhandeln, was Jugend ist, wie sie aussieht, sich (an-)fühlt, wovon sie träumt und warum sie manchmal über die Stränge schlägt und aufbegehrt. So entsteht jenes »Lebensgefühl«, das irgendwann so überwältigend wird, dass es sich der Kontrolle durch die entzieht, die

es ja nur als Absatzmarkt brauchen, den sie mit Angeboten überschwemmen, die sich in der Konkurrenz mit ihresgleichen natürlich permanent überbieten und immer mehr versprechen müssen. Jede neue Platte bestätigt das Ungenügen am eigenen Dasein, und je ernster ihr Versprechen genommen wird, desto unbefriedigter lässt sie uns zurück, bis sich im eigentlich ja bloß seicht Gemeinten ein Abgrund auftut. Das Begehren, das in ihm gärt, bleibt stets ungestillt. Das ist das Geschäftsmodell der Kulturindustrie. Und nach diesem Prinzip funktioniert all das, was um uns herum blinkt und glitzert, um uns daran zu erinnern, dass etwas in uns »noch immer unbefriedigt« (Rolf Schwendter) ist. Die versprochene Befriedigung stellt sich nie wirklich ein. Sie bleibt eine Leerstelle, in der ein fundamentaler Mangel heranreift, aus dem es kein wirkliches Entrinnen gibt. Und der muss dann eben »nur noch« politisiert werden.

Wir fassen zusammen

Der Widerspruch zwischen dem, was *möglich*, und dem, was *wirklich* ist, muss die Popkonsument_innen immer wieder anspringen, weil sie sich nur auf diese Weise bei der Stange halten lassen. In der Logik der Warenform kann er nie zur Ruhe kommen. In der »Kritik«-Ausgabe der *testcard* hatte ich im Prequel zu diesem Text etwas leichtfertig behauptet, das »diffuse, aber in der bisherigen Popgeschichte durchaus immer wieder wirksame Popversprechen« müsse »noch weiter als besondere Erscheinungsform eines allgemeinen Glücksversprechens« bestimmt werden. Das ist allerdings, wie dieser etwas hilflos mäandernde Text zeigt, keine kleine Sache. Bewältigt werden kann sie nur von einer erst noch zu schreibenden (und hier allenfalls in den allergrößten Umrisslinien angedeuteten) Poptheorie, in der die Poplinke überhaupt erst mal klären müsste, ob es sie als Trägerin einer besonderen Utopie denn tatsächlich gibt. Das Popversprechen, dessen utopischer Gehalt erst noch dingfest gemacht werden muss, erweist sich dabei natürlich als ausgesprochen widerspenstig. In schriftlicher oder sonst wie zitierfähiger Form scheint es jedenfalls nirgends vorzuliegen. Es ist nur ein diffuser Eindruck. Aber gerade seine stets flüchtige Form macht es möglich, es als Vorschein auf etwas zu lesen,

für das es noch gar keine konkret vorstellbare Form gibt.

P.S.: Ausblick (utopisch)

Hier müsste die Poplinke ansetzen. Sie muss erklären können, warum Pop davon handeln kann, dass viel mehr möglich ist als das, was de facto möglich ist; unter welchen Bedingungen er das kann (oder zumindest irgendwann einmal gekonnt hat) und ob das eher eine Frage des Materials (also von Sounds, Beats, Autotune-Effekten usw.) oder eine Frage des Ausgangsmaterials (also der in ihnen zu verarbeitenden konkreten Wirklichkeit) ist. Konkret müsste dabei noch einmal und eigentlich ja immer wieder herausgearbeitet werden, an *erstens* welchen Effekten, Verfahren und Forderungen, an *zweitens* welchen herausragenden Einzelfiguren, Szenen, (Post-)Genres und Kanälen und *drittens* in welchen Perspektiven und mit welchen Wirkabsichten (bzw. unbeabsichtigten Nebenwirkungen) Pop wie und wo genau (und im Vergleich zu was) in einer Veränderungsperspektive utopisch oder in einer Kritikperspektive in halbwegs aufrüttelnder Weise dystopisch, also quasi Mimesis ans Ausgehärtete, sein könnte. Schon immer, noch immer oder wann wieder. An welche Kämpfe er in den aktuellen Gegenwart (von denen es ja auch immer mehr als eine gibt) auf welche Weise andockt. Und was das bringen kann oder soll. Was müsste auf welche Weise welchen Adressat_innen aus Gründen der utopischen Energiezufuhr (wieder oder endlich einmal) versprochen werden; und inwiefern kann das überhaupt noch eine von Pop (und wieso von ihm) bewältigbare Aufgabe sein. Oder braucht es hier schon wieder etwas völlig anderes: eine nächste Evolutionsstufe der kulturellen Dissidenz? Und wenn ja, wo wäre die denn genau jetzt schon in welcher Weise angedeutet?

P.S.: Ausblick II (»post-utopisch«)

Der gegebene Moment bringt es allerdings mit sich, dass die unbestimmte Form, in der das Popversprechen lange Zeit wirksam war, schon deswegen begrifflich erfasst werden müsste, um es explizit gegen jene utopischen Dystopien abzudichten, die Pop im neuen Millennium immer fester in Beschlag nehmen; vor allem in Deutschland, wo das

Popversprechen ja lange eine entscheidende Rolle bei der Selbstbefreiung aus der Dystopie des Kollektivs gespielt hat. Die Popsongs, die zurzeit mit einer äußerst unangenehmen Selbstverständlichkeit auf Deutsch geschrieben werden, scheinen sich fast alle auf ein und dasselbe Programm verständigt zu haben: den Rückzug ins Private, Intime, Vertraute, Überschaubare, in die eigenen vier Wände, den Schoß der Familie und alles andere, was irgendeine Form von Nest(rest-)wärme verspricht. Der deutsche Indie- und der deutsche Mainstreampop haben sich gleichermaßen als ideologische Zuliefererbetriebe für den kleinbürgerlichen Bedarf an stimmigen Individualutopien in Stellung gebracht.

Und der Rechtsrock, der mit ihnen um die Herzen der Deutschen konkurrieren möchte, fährt ganz ähnliche Geschütze auf. In ihm hat das, wovon alle sowieso ohne Unterlass und auf die ungefähr die gleiche Weise singen – ob sie nun nominell Antifa-links (Feine Sahne Fischfilet), stramm rechts oder irgendwo dazwischen stehen – schon wieder die deutlich erkennbare Form der Scholle angenommen. Heimat, Freundschaft und Dorf sind im Rechtsrock eben keine Privatangelegenheiten mehr, sondern jener Zwang, dem sich das rechte Subjekt mit glühender Begeisterung zu unterwerfen hat. Zumindest als Popmusik funktioniert das noch nicht so wirklich. Noch klingt Rechtsrock einfach nur dystopisch: im besten Fall nach lebenslangem Ernteeinsatz, im schlimmsten wie der Kameradschaftsabend nach der Massenerschießung (vgl. hierzu v.a. Hauptkampflinie: »Von der Maas bis an die Memel«, gibt's natürlich auf *YouTube*). Mehrheitsfähig ist das *noch* nicht, weil der Widerspruch zu dem, was Pop trotz allem doch irgendwie verspricht (selbst als Helene Fischer), zu offensichtlich ausfällt. In einer Zeit, in der die Dampfwalzen der Dystopisierung immer schneller und gründlicher arbeiten, wird aber wahrscheinlich auch auf die programmatische Popinkompetenz den Rechten nicht mehr allzu lange Verlass sein.

